

# Statements

## Über Humboldt hinaus geht nicht<sup>2</sup>

*Hansgünter Meyer*

Meine Damen und Herren, lassen sie mich zu Anfang unseres Gedankenaustausches einige Akzente setzen. Als wir vor Monaten im Institut für Hochschulforschung Wittenberg und bei WiSoS dieses Gespräch konzipierten, hatten wir keine Vorstellung, wie sich die Situation in kurzer Zeit verändern würde. Wir haben es jetzt weniger mit bloß spannenden Gesprächsthemen über kritische Punkte zu tun, als schon eher mit einer handfesten Krise an den Universitäten, mit ungewissem Ausgang, wobei die Berliner Situation keinesfalls bloß eine besonders dramatische regionale Extravaganz, sondern der offene Ausbruchs der eingetretenen Misslichkeiten ist, die in der Schärfe dem einen oder anderen Bundesland vorangehen (vgl. aktuelle Anmerkung und Dokumentation). Die Berliner Situation offenbart Probleme, die bei unterschiedlicher Dramatik, vielerorts stattfinden, manchmal bloß subcordan und manchmal als eher stille, aber bedenkliche Erosion. Die Situation in Sachsen z. B. ist nicht so viel besser – sie wird nur in die Länge gezogen und scheinchenweise gegessen. Sachsen-Anhalt hat sich offen zur bildungspolitischen Insuffizienz seines Haushaltes bekannt und man hat dort aus Mangel und Armut die Tugend gemacht, mit Wenigem wissenschaftliche Exzellenz hervorzu-bringen, wie wenig es immer sei.

Jetzt, wo überall ziemliche Aufregung herrscht, taucht schon die Frage auf, kann man, sollte man ein solches Gespräch wie unseres hier überhaupt führen? Was bringt es, was ändert es? Ist nicht schon alles gesagt? Mehrfach gesagt – und in endlosen Diskursen um- und umgedreht? Gibt es mehr als ein Dutzend unter den Tausenden deutscher Hochschul-Experten, die sich nicht scharfsinnig zum Thema geäußert hätten? Was wollen wir hier dem hinzufügen?

---

<sup>2</sup> Statement mit Dank und Widmung an meine Greifswald-Ladebower Studenten des Jahrgangs 1951/53, denen ich viel verdanke, auch die schaffensfrohe, inspirierte Verfassung, in der nach einem Treffen im Juni 2003 dieses Ms. kritisch durchgesehen und neu geschrieben wurde.

Mit *Peter Gutjahr-Löser*, dem Leipziger Universitätskanzler seit vielen Jahren, bin ich der Meinung, dass sich die Kontroverse schier unübersehbar verzweigt und ins Diffizile verstiegen hat, so dass man schon gewinnt, sie auf wenige wissenschaftswissenschaftliche Kernpunkte und auf das den Hochschulen Vernunftgemäße zurückzuführen.<sup>3</sup> Das ist ein guter Voratz, an dem wir uns beteiligen können.

Dennoch, ganz abgesehen davon, dass es einfach ist, Leuten, die eine schwierige Arbeit machen, wohlfeilen Rat zu geben – was folgt dem? Ist nicht die Gesellschaft an eine Grenze angekommen, jenseits derer die Paradoxien umgehen, die leicht in verderbliche Risiken umschlagen können, nämlich, ausgerechnet beim Schritt von der Moderne in die Wissensgesellschaft, die ohne die Expansion von Hochschul- und Wissenschafts-Outputs nicht zu machen ist, fehlt es in essentiellen Größenordnungen an den dafür erforderlichen Ressourcen. Dabei ist die Lage noch immer so, wie Norbert Wiener sie am Ende seines Lebens charakterisierte, genauer, sie stellt sich noch dramatischer dar. Er fand, dass das Überleben der modernen Zivilisation mit Blick auf das 21. Jahrhundert von einer Reihe bedeutender Erfindungen abhängt, die erst noch gemacht werden müssen. Die Frage stellt sich heute, ob die Deutschen dann noch dabei sein werden.

Ogleich das deutsche Bruttosozialprodukt die Vier-Billionen-Grenze fast erreicht hat, fehlt es gleich an etlichen wichtigen Orten an Subsidienmitteln. Es geht schon nicht mehr bloß ums Sparen, sondern um das Herstellen völlig neuer Proportionen, in welchen die verschiedenen Lebensbereiche der Hochmoderne in Mindestgrößen mit dem Lebensnotwendigen versorgt werden. Das etwa ist die Lage.

Insofern stellt sich das Problem der Reformen an deutschen Universitäten und Hochschulen ganz anders dar, als noch vor einigen, sagen wir fünf bis zehn, oder 20 Jahren. Ging es zunächst um die Paradoxien der Gruppenuniversität, die sich nie auflösen ließen, dann um die Bemeisterung des neuartigen Phänomens und der einzelnen Symptome der Massenuniversität, unfreundlich ins Bild gesetzt als Studentenberg und etwas verächtlich als Assistenten-Universität, nahm die Kontroverse im weiteren die Spur auf, den seit je gewohnten und nun verlorenen Eliten-Status wiederzugewinnen – so gerieten wir danach in den 90er Jahren in den fiskalischen Sparzwang und in die Visionen der betriebswirtschaftlich verfassten Hochschulen.

Von diesem Prosenium aus war der Schritt fällig zur Umstülpung des überaus komplexen, systemvernetzten Innen und Außen, von Internem und Externem der Hochschulen: Verwertbarkeit von Wissenschaft ist nun nicht länger ein finaler Vorgang. Der Anfang ist vielmehr irgend *ein externer, technisch-wirtschaftlicher Ausgangspunkt*, von dem aus das wissenschaftliche Denken fortschreitet zu Forschungsideen und Projekten und zu welchen Externalitäten es dann zurückkehrt als zu der Prüf stelle, ob wissenschaftliches Tun den richtigen Sinn gehabt hat und die richtigen Ergebnisse. Wir ersparen uns künftig die langen Umwege zu wirtschaftlich undefinierbaren Forschungsfronten und gehen gleich daran, was sich praktisch als Problem anbietet, wissenschaftlich aufzulösen. Das Denken in richtigen Kategorien der Qualitätssicherung macht's möglich. Von der betriebswirtschaftlich verfassten Hochschule

---

<sup>3</sup> Gutjahr-Löser, Peter: Warum Universitäten nicht wie Unternehmen organisiert sind, in: *Forschung & Lehre* 3/2000, S. 122ff

schreiten wir nunmehr folgerichtig fort zur marktwirtschaftlich verfassten. Der Anfang jeder Marktwirtschaft aber ist der zahlbare Bedarf.

Technische u.a. Innovationen sind folglich nicht länger die Anwendung von wissenschaftlichem Wissen auf externe Problemlagen, sondern Wissenschaft ist die Anwendung praktischer, externer Bedarfsfragen auf eine bestimmte Art des Menschen zu denken, zu entdecken, zu erfinden.

Damit sind wir im Begriff, das bisherige Ufer zu verlassen, das den scheinbar unverrückbaren Baugrund für das kantische, das klassisch-neuhumanistische, das humboldtianische Wissenschaftsgebäude bildete, das wir gewohnt waren. Nun segeln wir los, wie weiland Kolumbus, in die ozeanischen Weiten der globalisierten Bildungs- und Forschungsmärkte. Die Gebirge wissenschaftlichen Wissens, das sich nicht zügig verwerten lässt, lassen wir hinter fernen Horizonten versinken. Marktkundige sagen uns, was gebraucht wird.

Sicher hat die marktwirtschaftliche Einbindung der Universitäten und Hochschulen zwei wünschbare Effekte: Sie erfordert und erbringt anpassungsweise Qualität. Ob sich aber z.B. die Qualität der Lehre wünschenswert steigert, wenn die Studenten Studiengebühren aufbringen müssen, bezweifeln viele. Ich auch. Die Befürworter verweisen auf Australien und Neuseeland und auf die USA – und was es Wunder bewirkt, wenn ein Studium den Studierenden, d.h. ihren Familien, an Spitzenuniversitäten 100.000 bis 200.000 \$ kostet. Hier wird, meine ich, ganz schlicht die Reihenfolge verwechselt, diese Universitäten waren bereits seit längerem Spitzenuniversitäten, ehe sie derart exorbitante Studiengebühren abforderten und erhielten. Nicht umgekehrt. Und was Australien und Neuseeland anlangt oder andere Universitäten der pazifischen Anrainer, so muss man deren bildungswirtschaftliche Erfolge vor dem Hintergrund der zahlreichen Vermögenseliten in diesem Raum sehen, die für ihre Sprösslinge leicht renommierte Studienplätze ordern können, die zwischen 100.000 und 200.000 \$ wert sind. Selbst Russland, inmitten einer ungeheuerlichen Misere des zahlreichen ausgegliederten früheren Wissenschaftspersonals, hat solche (Privat-)Hochschulen für seine Vermögenselite, die eines im Überfluss haben: Geld.

Der marktwirtschaftliche Druck, liest man ferner, werde das erreichen, was andere Verfahren nicht erreichen – oder nicht ausreichend. Es wird zu einer großen und wachsenden Rate von Spitzenleistungen in der Forschung kommen. Nun, es gibt m.W. eine ausreichende Menge wissenschaftswissenschaftlicher Literatur, auch in Form von Memoiren, die die Umstände beschreibt, wie in der Wissenschafts-Geschichte Spitzenleistungen, auch Leistungen von Jahrhundertbedeutung zustande kamen. Marktwirtschaftliche Komponenten spielten sicher auch manchmal mit, aber man kann sie doch wohl eher als marginal bezeichnen. Noch mehr, die Entdecker und Erfinder des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ahnten meist nicht im entferntesten, welche gigantischen Erträge ihre Arbeiten den gewerblichen Anwendern einbringen würden.

Leistungen der Kategorie hochrangige Exzellenz entstammen nicht einem marktwirtschaftlichen Kalkül und hochprofessionellem Management, sondern einer traditionsreichen, Spitzenleistungen tradierenden Wissenschaftskultur. Spitzenleistungen setzten exzellente Forschung voraus. Wie diese zustande kommt, ist mit drei Worten nicht gesagt, jedenfalls nicht primär durch Marktwirtschaft und modernes Management.

Eher schon hatte sie mit dem zutun, was Humboldt in der Kurzfassung als *Wissenschaft in Einsamkeit und Freiheit* bezeichnete, aber auch das ist nicht in drei Sätzen auf eine exegetisch ausreichende Langfassung zu bringen.

### Voraussetzungen von Spitzenleistungen

Jedenfalls ist eine essentielle Voraussetzung für angestrebten Spitzenleistungen ein stabiles und hochkreatives Forschungsgeschehen, das von einer befähigten Gemeinschaft von namhaften Peers, von erfahrenen Mitarbeitern und hochtalentiertem Nachwuchs getragen wird. Selten liegen ihnen Robinsonaden zugrunde. Meist ist stabiles, mehrere Generationen einbindendes Forschungsdenken die Grundlage. Differenziertes Wissenschaftspersonal in einem sowohl geistigen wie arbeitsfunktionellen Zusammenhang.

Es ist wahrlich eine schon in die Jahre gekommene wissenschaftswissenschaftliche Erkenntnis, dass bedeutende Wissenschaftsleistungen auf der Einheit von kognitiven und sozialen Komponenten beruhen, also einer speziellen sozio-kognitiven Wissenschaftskultur entstammen, die nicht von heute auf morgen und schon gar nicht infolge eines darauf gerichteten praktikablen Managements entsteht.

Dazu gehört auch der Grundsatz der Einheit von Lehre und Forschung, und zwar in einem ganz bestimmten Sinnzusammenhang. Nicht dass aus der Forschung der Stoff für die Lehre gewonnen werden soll, wie einige Humboldt-Kritiker missverstehend unterstellen. Vielmehr ist die Forschung, universitätsgerecht entwickelt, jener vielgestaltige, technisch und methodisch zweckmäßig ausgestattete wissenschaftliche Arbeitsprozess, über den sich ein anspruchsvoller intellektueller und motivationaler Überbau erhebt, der die vielfältigen Voraussetzungen für Spitzenleistungen liefert. Bei Humboldt liest sich das so:

„Da die Universitäten ihren Zweck nur erreichen können, wenn jede soviel als immer möglich der reinen Idee der Wissenschaft .... (verpflichtet ist), so sind Einsamkeit und Freiheit ... die (vorherrschenden, d.V.) Prinzipien. Da aber auch das geistige Wirken der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht – und zwar nicht bloß, damit einer ersetze, was dem anderen ermangelt, sondern damit die (erfolgreiche) Tätigkeit des einen den anderen begeistere und allen die allgemeine, ursprüngliche ... Kraft sichtbar werde, so muss die innere Organisation der ... Universitäten ein ununterbrochenes, sich immer selbst ... belebendes, ungezwungenes und (zweckfreies) Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten.“<sup>4</sup>

Wenn man aber heute in Deutschland annähernd zwei Studenten je Studienplatz rechnet, wobei zu beachten ist, dass hier jeder noch erträgliche Durchschnittswert von unerträglichen Spitzenwerten flankiert wird, wenn zudem die der Zeit nacheilenden aufwendigen Veränderungen der Studiengänge vorrangig berufsbildenden Charakter haben, dann ist natürlich die Humboldt'sche Einheit von Lehre und Forschung – und damit die endogene Generierung von Spitzenleistungen in der Forschung mehr oder weniger beeinträchtigt. Eine von mir 1994/95 durchgeführte Befragung von Professoren naturwissenschaftlicher Fächer an fünf Universitäten (darunter Göttingen und die TU Dresden) ergab die einhellige Aussage, an der Lehre werde mit Arbeitsaufwand nicht gespart, alle die wissenschaftlich-produktive Zeit eines

---

<sup>4</sup> Humboldt, Werke, a.a.O.

Professors (und eines Teils seiner Mitarbeiter) beeinträchtigenden Umstände führen dazu, dass Forschungsvorhaben zurückgeschnitten werden.<sup>5</sup>

Zudem muss man gelegentlich daran erinnern, dass wir in Deutschland bei fast 2 Mio. Studenten eine stabile Abbrecherquote, also eine Rate von Immatrikulierten, die ohne Examen das Studium abbrechen, von 30% haben, wovon wiederum die Universitäten am stärksten betroffen sind (in der Medizin bemerkenswerterweise nur 7%). Was für ein ungeheurer Kraftaufwand, der den qualitätsbildenden Kräften der Hochschulen allein dadurch verloren geht.

Weder haben wir die Gemeinschaft der Forschenden und Lehrenden im Humboldtschen Sinn, noch überhaupt ein ausreichend stabiles Teamwork der Forschenden, was wir haben, sind saisonal nach Drittmittel-Aufkommen zusammengesetzte Personalkapazitäten und eine durchaus beachtliche Menge von Förderprogrammen für den wissenschaftlichen Nachwuchs, die aber zumeist einen ganz individuellen Zuschnitt und viel zu kurze Verweilzeiten für die Begünstigten aufweisen.

Wenn man das Problem von Forschung und Lehre in diesem Gesamtrahmen sieht, dann sind die Bedingungen für die Entwicklung von ca. 12.000 Spitzenkräften, die Deutschland als biologische (Teil-)Ersatzrate für seine 200.000 Forscher inkl. 40.000 Professoren jährlich braucht, davon mindestens 2.500 mit absoluten internationalen Spitzenbefähigungen, gerechnet nach der Lotka-Konstanten, ziemlich skeptisch einzuschätzen.

Alle Versuche, mit neuen bestakkreditierten und bestevaluierten Studiengängen, mit dualen und gestuften Ausbildungsregelungen, alle Schritte zur Professionalisierung der Lehrtätigkeit mit unseren besten Erfolgswünschen bedacht, sie sind für die eigentliche Frage der Genese von exzellenter Qualität in Forschung und Lehre nicht das Kernproblem.

Nun liest man in den Büchern und Zeitschriften, die sich mit der Krise der deutschen Hochschulen beschäftigen, dass man den Gordischen Knoten lösen kann, indem man endlich über Humboldt hinausgeht. Die Kritik von Uwe Schimank und Markus Winnes z.B. lautet: „Das Humboldtsche Muster hat sich ... für die Forschung an den deutschen Universitäten als hochgradig dysfunktional erwiesen.“<sup>6</sup>

Andere Aussagen – und nicht wenige – urteilen dem genau entgegengesetzt: während die Forschung international anerkannt sei, habe die Lehre in Deutschland nur regionale bzw. bilaterale Wertschätzung erfahren. Der erfolgreiche Forscher vom Humboldt-Typ sei eben selten auch der erfolgreiche Hochschullehrer. Ich sehe hier Mengen doppelter Missverständnisse, eine mißverstandene Humboldtsche Universitätsidee und missverstandene Dysfunktionen und Fehlentwicklungen in deutschen Hochschulen.

Ein letzter Satz: Man kann nicht über Humboldt, d.h. über den Bildungsidealismus und das Wissenschafts-Charisma der deutschen Neuhumanisten und der preußischen Bildungsreformer hinausgehen, wie jetzt von vielen Autoren gefordert wird, (ebenso wenig wie etwa Brechts literaturgeschichtliche Leistung darin besteht, dass er über Goethe hinausgegangen

---

<sup>5</sup> Hansgünter Meyer: Die Paradoxien der Hochschulforschung und das Neugestaltungssyndrom (WZB-Paper P 95-401), Berlin 1995

<sup>6</sup> Uwe Schimank/Markus Winnes: Jenseits von Humboldt? Muster und Entscheidungspfade des Verhältnisses von Forschung und Lehre in verschiedenen europäischen Hochschulsystemen, in: Schimank/Stölting (Hg.): Die Krise der Universitäten (Leviathan – Sonderheft 20/2001), Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2001, S. 295-325, hier S. 301

ist) – aber man ist oft beträchtlich an ihnen vorbei gegangen. Es bleibt nur, sich auf Humboldt zurückzuorientieren und die Frage zu stellen, was von den Idealen der Reformer 1800 bis 1815, deren Ideen, nicht ihre oft ganz unzureichende Umsetzung, *deren Ideen* einmal die Weltgeltung deutscher Wissenschaft begründeten – was davon unter heutigen Bedingungen verwirklicht werden kann – und wie man das macht. D.h., machen kann man es eigentlich gar nicht, man kann nur entsprechende, das heißt dahin tendierende autogenerative Vorgänge an den Universitäten und Hochschulen beobachten, sie entdecken, pflegen und zielstrebig fördern.